

Wolfgang Wittrock: Die ältesten Melodietypen im ostdeutschen Volksgesang.

(Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V., Bd 7.) N. G. Elwert Verlag. Marburg/L. 1969. 224 S.

Der ostdeutsche Volksgesang, dessen planmäßige wissenschaftliche Untersuchung vor drei Jahrzehnten mit Walter Wioras „Die deutsche Volksliedweise und der Osten“ (Wolfenbüttel 1940) begann, ist das Thema dieser sehr fleißigen und aufschlußreichen Arbeit. Es geht hier um zweierlei: einmal um eine aus der Fülle der Liedbeispiele gewonnene Typologie von immer wiederkehrenden und abgewandelten Liedmodellen, dann aber um eine Altersstufung innerhalb dieser Typen, genauer gesagt, um die Feststellung des „ältesten Bestandes“.

Daß in den einstigen deutschen Siedlungsgebieten des Ostens und Südostens „in reicher Fülle Traditionen hohen Alters bewahrt worden“ sind, ist allgemein bekannt. Die insulare Lage in fremdem Volkstum, die Verkehrsform, die konservativ bäuerlichen Lebensgemeinschaften haben bis zur Dispersion von 1945 in den betreffenden Landschaften Bedingungen erhalten, die im deutschen Binnenlande längst geschwunden waren. Durch die nach dem Zweiten Weltkrieg in Westdeutschland einsetzende aktive Sammlung und Erforschung des mit den Flüchtenden zurückgebrachten Liedgutes konnte in letzter Frist ein Schatz bewahrt werden, dessen Ausmaß erst allmählich überschaubar wird.

Wittrock setzt der Erschließung und Beschreibung seiner Typen ein kurzes Einleitungskapitel voran, in dem als Voraussetzung für die Erhaltung alten Volksgesangs die „konservativen Gemeinschaftsformen“ namhaft gemacht werden. Er beruft sich in diesem Zusammenhang auf deutsche und vor allem amerikanische soziologische Literatur, die im sechsten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts erschien. Insgesamt bleibt dieser Vorspann unorganisch. Der Vf. verweilt zumeist im theoretischen Bereich und referiert. Die amerikanischen Minderheitenforschungen sollen „Aufklärung über allgemeine Probleme, Verhältnisse und Vorgänge“ bringen, „die sich für jede Minderheit in fremdsprachiger Umgebung einstellen“. Es ist mehr als zweifelhaft, ob das für die zum Teil uralten Minderheitensiedlungen in Ost- und Südosteuropa sinnvoll sein kann. Wittrock unternimmt natürlich im Rahmen seiner typologischen Arbeit gar nicht erst den Versuch solchen Vergleichs. Wenn dieser aber empfohlen wird, so sollte man doch erst einmal die soziologischen Verhältnisse in den betreffenden osteuropäischen Gebieten untersuchen und dabei nach geschichtlichem Tiefgang trachten. Es ist sehr die Frage, ob im modernen Amerika auch nur an einer Stelle vergleichbare „Verhältnisse“ angetroffen werden können. So sehr der Vf. nachher um zeitliche Einordnung seiner Typen bemüht ist, findet sich doch nirgends ein Ansatz zur historischen Untersuchung der Siedelgemeinschaften und -gruppen. Es wird als bekannt vorausgesetzt, daß die Täler der Gottschee seit 1320 mit Kärntnern und Osttirolern besiedelt wurden. So wie der Wort- und Lautbestand der Mundart bis in diese Zeit zurückreicht, werden auch die Melodiegestalten ähnlich tiefreichende Wurzeln haben. Das trifft für die Zips, für die Kremnitzer Sprachinsel in der Slowakei und für Siebenbürgen in ganz ähnlicher Weise zu, während für die jüngeren Siedlungsgebiete im heutigen Ungarn, in Jugoslawien und Rumänien die erste Hälfte, für das Wolgaland

das letzte Drittel des 18. Jhs. als fragliche Zeiten der Rückbeziehung beachtet werden müssen. E. K. Francis¹, den Wittrock zitiert, macht den Unterschied selbst klar, wenn er vom „Laboratorium“ der Neuen Welt und der Möglichkeit der direkten Beobachtung gesellschaftlicher Vorgänge daselbst spricht, wohingegen sich diese in Europa „während langer und meist schlecht belegter historischer Perioden“ abgespielt haben. Der Vergleich mit Amerika kann also, wie es auf dem Gebiet der Sprachmelodik geschehen ist, im heutigen Westeuropa fruchtbringend sein. Für die einst deutsch besiedelten Gebiete in Ost- und Südosteuropa gelten nicht nur die jeweils besonderen Gesetze der kulturellen Konfrontation und Mischung, sondern auch die verschiedenen historischen Ausgangssituationen und Wandlungen.

Zur weiteren Bearbeitung des interessanten Themas sei dem Vf. terminologische Genauigkeit empfohlen. Seine landschaftlichen Bezeichnungen sind nicht immer einwandfrei. Das äußert sich insbesondere in den statistischen Tabellen S. 45, 67 und 98. Es genügt nicht, in diesem Zusammenhang als Herkunftsangabe z. B. nur „Mähren“ zu sagen. Außerdem ist die Statistik für diese Landschaft ungenau, da auch 18 e und 19 i noch zu diesem Typus gehören. 6 d, der Nachtwächterruf aus Nordmähren, erscheint in der Statistik gar nicht. Dagegen sind S. 45 drei Melodien aus der „Tschechei“ angeführt. Kein einziges zu dieser Tabelle gehöriges Beispiel trägt aber diese Bezeichnung, die weder geographisch noch historisch sinnvoll ist. Der unglückliche Terminus erscheint auch in der Tabelle S. 67 nochmals. Was soll in einer zahlenmäßigen Aufschlüsselung ältester deutscher Melodietypen aus dem Osten die Unterscheidung „Ungarn“ und „Ungardeutsch“? Wäre es nicht viel besser gewesen, das jeweilige Sprachinsengebiet genau zu benennen?

Die Typenuntersuchung beginnt bei Zweizeilern und endet bei Fünfzeilern und Kehrreimtypen. Warum ist der Vf. nicht noch entschiedener dem Vorbild Walter Wioras² gefolgt? Er hätte dann auch die sicher mit zum ältesten Bestand gehörige Gruppe der Melodien ohne Strophenbau, Rufe, Jodler usf. mit einbezogen. So fehlt der urtümliche nordböhmische Hirtenruf „Hohraus“³, fehlen die Egerländer Hirten-Troudis usf.

Es fällt auf, daß bedenkenlos von „Dur“ und „Moll“ gesprochen wird (vgl. S. 36), ohne daß die modalen, kirchentonalen Relikte und Grundlagen, sichere Kennzeichen für das Alter von Melodien, Beachtung finden. Wie bei allen Typologien liegt auch hier die Gefahr im Zwang der Einordnung. Die Freude an Übereinstimmungen ist verständlich. Sie darf jedoch nicht dazu führen, überall dort, wo Abweichungen vom „typischen Verlauf“ auftreten, Ausnahmen zu sehen, die eine Regel bestätigen. Die Frage der „verselbständigten Unter- oder Übersingstimmen“ ist viel öfter, als es hier geschieht, nur hypothetisch zu beantworten, besonders dann, wenn das vermeintliche „Ergebnis“ melodisch überzeugender ist als das angenommene „Modell“. Manchmal ist

1) E. K. Francis: Minderheitenforschung in Amerika, in: Kölner Zs. für Soziologie und Sozialpsychologie 9 (1957), S. 517, 528.

2) Walter Wiora: Europäischer Volksgesang, in: Das Musikwerk, Köln 1952.

3) vgl. H. Horntrich, in: Jahrbuch für Volksliedforschung VII (1941), S. 201.

auch nicht klar, warum nach einer Reihe wirklich guter Beispiele eine oder die andere Melodie eingefügt wird, deren Gesamtcharakter erheblich anders ist, so daß eine Synopsis mehr oder weniger erzwungen scheint. In der Gruppe 19, S. 137, sind genügend gute Belege für einen Typus gegeben, der sich von mittelalterlicher Melodik, ja vielleicht sogar von gregorianischen Modellen ableiten läßt. 19 g (Ukraine) aber ist in dieser Umgebung wohl ein Fremdling.

Insgesamt wirkt das System der Typenordnung zu starr. Der Gefahr mythologischer Betrachtung (Abstammung großer Melodienvölker von urelterlichen Idealfällen . . .) könnte man dadurch begegnen, daß man Melodiebauweisen als Ergebnisse menschlichen Singbedürfnisses darstellt. Die Wort-Ton-Beziehung spielt dabei eine erheblich größere Rolle, als aus statistischen und synoptischen Tabellen hervorgeht. Allein die Formkomponente ist ohne Berücksichtigung des Textes nicht beurteilbar! Schließlich sind melodiemorphologische Untersuchungen nur dann sinnvoll, wenn auch markante Typen-Teile miteinander verglichen und jenseits der Systemgrenzen in anderen Strukturen aufgesucht werden.

Die anfangs schon berührte Frage des Alters läßt in der gesamten Untersuchung meist nur sehr vage Beantwortungen zu: „. . . hat . . . als alt zu gelten“ . . . „als mittelalterlich“ anzusehen (S. 53), „dürfte“ bis „ins ausgehende Mittelalter zurückgehen“ (S. 61), „läßt auf höheres Alter schließen“ (S. 81) usf.

Die Einschränkungen und Anmerkungen zu Wittrocks Buch mögen dartun, wie schwer es auch mit den heutigen Untersuchungsmethoden und Archivmitteln ist, ein solches Thema überzeugend zu gestalten. Sicher ist, daß die vorliegende Arbeit neben der enormen Sammelleistung ihren bestimmten Wert für alle künftigen Forschungen dieser Art bewahren wird.

Reutlingen

Karl Michael Komma

Leonore Leonhart: Das unsichtbare Fluchtgepäck. Kulturarbeit ostdeutscher Menschen in der Bundesrepublik. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Köln, Berlin 1970. 271 S., 4 farb., 13 einfarb. Abb. a. 16 Taf.

Worum es in diesem Buche geht, wird aus dem Vorwort von Peter Paul Nahm deutlich und aus dem Untertitel, in dem der Name unseres Staates leider unkorrekt wiedergegeben ist. Er heißt Bundesrepublik Deutschland. Die Vf.in hat sich ihrer Aufgabe mit großem Fleiß angenommen und berichtet über die wissenschaftliche Arbeit ebenso wie über die Eßlinger Künstlergilde und die Bamberger Symphoniker, die Ackermann-Gemeinde, die Eichendorffgilde, den Adalbert Stifter-Verein und die Carl-Schirren-Gesellschaft, den evangelischen Ostkirchenausschuß und die Anstalten der katholischen Kirche, die Ostakademien in Lüneburg und Königstein, das Ostpreußische Jagdmuseum in Lüneburg, auch über die Ostkunde in und außerhalb der Schule, die Kulturarbeit der Landsmannschaften in der Pflege von Patenschaften, der Vergabe von Kulturpreisen, ihrem Presse- und Publikationswesen. Unter dieser Vielfalt steht die Wissenschaft mit einem rund 30 Seiten starken Kapitel voran. Neben andern Institutionen werden hier der J. G. Herder-Forschungsrat und das Herder-Institut eingehend gewürdigt, während die Historischen Kommissionen sehr knapp abgehandelt werden mit der Begründung, daß es zu weit führen würde (warum eigentlich?), hier „ihre Tätigkeiten zu erörtern“. Auch die fleißigste